

Gräberfeld

Ich glaube nicht, dass Pauline sterben wollte, aber ich bin mir sicher, dass ihr Tod sie amüsiert hätte. Nicht das Sterben, das Sterben muss so fürchterlich gewesen sein, dass ich meinen Gedanken schon unzählige Male verboten habe, an diesen Ort zu gehen. Noch funktioniert es nicht. Seit 68 Tagen verfolgt mich das Sterben, tagsüber, nachts, und in meinen Träumen. Der Tod an sich und was geblieben ist. Was Pauline zum Schmunzeln bringen würde: Dass wegen der Mure und dem Felssturz das alte Gräberfeld zum neuen Gräberfeld wurde, es eine neue Schicht erhielt, sich Tote aus der Gegenwart über jene aus der Eisenzeit legten und verschüttetes Forschungsequipment zu Grabbeigaben machte. Spateln statt Schwerter, Smart Watches statt Schmuck aus Glasperlen und Gold. Kniekissen aus dem Gartencenter statt mit Rindshaut überzogene Rundschilder. Die Ironie ist nicht zu übersehen, vielleicht ist es keine Ironie, sondern Morbidität. Ein Symptom der posttraumatischen Belastungsstörung, die ich sicherlich habe. Zumindest ist es das, was die Betriebsärztin der Universität im Rahmen meiner Krankschreibung gemutmaßt hat. „Lassen Sie das abklären, bitte. Bald.“, hat sie gesagt, die behandschuhten Fingerspitzen sanft auf meinen Unterarm gelegt, der Blick dringlich, und damit nur das wiederholt, was mir schon zwei Tage zuvor die Betriebsärztin des Museumsverbunds nahegelegt hatte, weil meine beiden Dienstgeber auf eine separate Untersuchung bestanden. Langzeitkrankenstände werden eben nicht ohne Hürden gewährt, erst recht nicht, wenn daran eine Vorlesung, ein Proseminar und eine Ausstellung hängen.

Ich hatte immerhin Glück im Unglück, das Timing der *Katastrophe* war gut. Ein Wintereinbruch nie zuvor dagewesenen Ausmaßes mitten im August war für den Felssturz verantwortlich gewesen, aber als ich mir meine Arbeitsunfähigkeit eingestand, war es schon Ende September. Ich brauchte also nur meine Materialien an den Doktoranden aus Kassel zu schicken, der meine Lehrveranstaltungen an meiner statt halten würde, die Sonderschau im Museum „Von der Ostsee bis zu Mittelmeer – steinzeitliche Handelsrouten“ hatte ich immerhin noch fertig geplant. Die Rede, die ich zur Eröffnung geschrieben hatte, mailte ich dem Direktor. Ich lag in der Badewanne und starrte an die Decke, als Danica mir ein Video schickte, das ich mir nicht ansehen musste, um zu wissen, dass er die Rede als seine eigene ausgegeben und gegen Ende großspurige Dankesworte an mich ergänzt hatte, in die er natürlich die *Katastrophe*

und mein wundersames Überleben einbaute. Und Danica konnte zwischen all ihren Genesungswünschen kaum verbergen, dass es sie reizte, die nächste Ausstellung im Alleingang zu kuratieren. Wahrscheinlich wird sie irgendwas zur römischen Besatzung machen, es „Wunderwerk Limes – Grenzregion Donauraum“ oder „Blütezeit Noricum“ nennen, nur um mich zu ärgern, weil sie weiß, dass ich nichts mehr hasse als das Römische Reich. Plündernde, imperialistische Chauvinisten, die – gemeinsam mit den Christen – beinahe alle Erinnerungen an die Zeit und das Leben, das unsere Vorfahren führten, ausgelöscht haben. Wir wissen kaum etwas, kennen nur Fragmente von dem, was vor tausenden Jahren hier floriert hat, bevor die frühen Menschen dieses Landes Opfer des römisch-christlichen Machttrips geworden sind. Müssen nun mühevoll auseinandersezieren, was Tatsache ist, was Folklore und was Nazi-Propaganda. Viel bleibt da nicht mehr über. Die Fundstätte hätte das ändern können, einen Unterschied machen, vielleicht unseren gesamten Blick auf das Leben in der Eisenzeit neu lenken, den patriarchalen Filter, mit dem wir seit Jahrhunderten auf die Vergangenheit blicken, endgültig zerschlagen.

Aber ich habe beschlossen, dass mich all das nichts mehr angeht, ohne genau festmachen zu können, woran es liegt. Vielleicht an der Trauer. „Trauer ist gut, Trauer ist normal, aber dass sie Ihnen sämtliche Lebensenergie entzieht, ist es nicht“, hat auch meine Hausärztin gesagt, die ich aufsuchte, als einige Wochen nach der *Katastrophe* die Schlafstörungen begannen, während sie das kühle Stethoskop erst auf meine Brust, dann auf meinen Rücken legte, ich tief ein- und ausatmete. Das war, bevor sie meinen Blutdruck und meinen Ruhepuls als zu hoch bemängelte, mir eine Zehnerpackung Passionsblumenkapseln, die Beruhigung versprachen, mitgab, mir zu mehr Bewegung und einer positiveren Sicht auf die Dinge riet, weil das wichtig wäre für das allgemeine Wohlempfinden, was auch immer das sein soll. Meine Hausärztin war wohl der letzte Mensch in diesem kaputten Land, der nicht wusste, was mir passiert oder eben nicht passiert war.

Dabei bin ich die letzte, die sich über mangelnde Lebensenergie beschweren darf. Was würden meine Kolleginnen und Kollegen von der Ausgrabung sagen, die, deren Lebensenergie tatsächlich fort ist. In den Boden gesickert, vom Wind verweht, in den See gespült, zermahlen unter Tonnen von Fels. Ich muss aufhören, mir ihre Körper vorzustellen. Muss aufhören, mir an manchen – einigen, den meisten – Tagen zu wünschen, auch dort zu liegen. Meine Knochen neben ihren. Das wäre wenigstens fair.

Das Internet sagt, aus mir spricht die *Survivor's Guilt*, die Schuld, die Überlebende empfinden. Natürlich gibt es einen Namen dafür, so wie es für alles Namen gibt.

Auch für das, was uns passiert ist. *Katastrophe. Tragödie. Unglück. Jahrhundertbergrutsch. Wetterapokalypse.* Radios, Nachrichtensendungen, Podcasts, die sozialen Medien, sie alle haben diese Worte in den letzten Wochen durchgespielt, wieder und immer wieder, jede Wiederholung ein Stich in meinem Fleisch, ein Zucken hinter meinem Auge, bis Überdruß zur Abstumpfung wurde. Bis neue Katastrophen nachgerückt sind, neue Schauplätze, über die das Bundesheer und die Gebirgsrettung ihre Drohnen fliegen lassen konnten, neue Orte, an denen mit jeder vergangenen Stunde nicht nur die Hoffnung, sondern auch Menschen starben.

Ich starre aus Fenstern. Aus meinem Schlafzimmerfenster, aus meinem Wohnzimmerfenster. Auf den Parkplatz des Supermarkts, wo die Menschen, seit es nicht mehr aufhört zu regnen und zu schneien, knöcheltief durch schmutziggraues Wasser waten müssen, wenn sie einen Einkaufswagen brauchen. Auf die Feldhasen, die sich in der Abenddämmerung, kurz bevor sie das grelle Licht der Straßenlaternen verscheucht, im Abstandsgrün zwischen unserem und dem nächsten Wohnblock um die letzten Löwenzahnblätter fetzen. Schaue auf Häuser, in denen Lichter brennen, auf Kräne, Kirchen, vereinzelte Hochhäuser, eine provinzielle Skyline. Nur zu den Bergen, die sich schneebedeckt an den wenigen Tagen mit guter Sicht wie eine Fahrradkette aufgereiht quer über den Horizont spannen, schaue ich niemals. Aus Angst vor dem, was am Fuß dieser Berge, auf einem Hochplateau im Salzkammergut, das mir nach Monaten des Kartierens und Untersuchens so vertraut war wie der Vorgarten meiner Kindheit, geschehen ist. Aus Angst vor dem, was dort ruht. Ich starre aus Fenstern, aber immer mit gesenktem Blick, weg von den Bergen, und stelle mir vor, in Quarantäne zu sein. Ich habe keinen Virus, es ist die akute Anwesenheit der eigenen Sterblichkeit, die mir die Vitalität nimmt, mich fiebrig und seltsam voll fühlen lässt.

Wenigstens die Anrufe und E-Mails der Journalisten haben nachgelassen, denn der Regen, die Muren und die Schneestürme, die im August vereinzelt auftraten, häufen sich, seit es offiziell Herbst ist. Mit neuen Katastrophen schwindet das Interesse an unserer. Ein TunnelEinsturz, Überschwemmungen, verklebte Bäche, Rekordpegelstände überall, überlastete Hilfsorganisationen und Soldaten, Krise im Parlament, Wutausbrüche in Sitzungssälen, Uneinigkeit und Überforderung darüber, wie Hilfgelder verteilt werden sollen. Die erst vor kurzem angelobte Koalition

bröckelt schon, aber in diesem Punkt sind sie sich, auch über die tiefen Parteigräben hinweg, alle einig: auf der Prioritätenliste stehen 16 tote Forschende und eine verschüttete eisenzeitliche Ausgrabung ganz weit unten. Die Bergung der Leichen wird vertagt, solange es andernorts Lebende zu retten gibt. Weitere Schauplätze, neue Nachrichten, neue Links und Screenshots zu *Katastrophe*, *Tragödie*, *Unglück*, *Jahrhundertbergrutsch*, *Wetterapokalypse*, die sekundenschnell durch Glasfaserkabel und über Satelliten von einem Smartphone zum anderen geschickt werden, gefolgt von Kommentaren wie „Schau, wie arg.“ oder „Kannstest du dort nicht jemanden?“

Über uns ist letzte Woche nur noch ein Artikel im Feuilleton erschienen, gleich neben Paulines Nachruf, den der Rektor geschrieben hatte und in dem es mehr um die Universität als um Pauline ging. Ich riss die Seite trotzdem heraus, legte sie in eine Mappe, dachte an mein Zukunfts-Ich, das sich vielleicht irgendwann einmal freuen würde über dieses Fundstück. Mein Name und Paulines Name, so oft gemeinsam genannt, seit sie meine Doktorarbeit betreut hat, in Papers, Festschriften und in den Programmen von Symposien, stehen auf diesem Zeitungsblatt vielleicht zum letzten Mal miteinander. Denn der Artikel, eine Notiz, mehr ist es nicht, meldet, dass der letzte beim Erdrutsch verwundete Archäologe nach zwei Wochen im Krankenhaus an den Folgen seiner schweren Verletzungen verstorben ist. Der Artikel sagt nicht, dass es sich bei ihm um Benedetto Passaro von der Uni Bologna handelte. Sie wissen nicht, was Benedetto für ein Mensch war. Wissen es nicht von Pauline. Sie wissen gar nichts. Sie wissen nicht, dass wir kurz davor waren, die Geschichte neu zu schreiben. Ich werde es ihnen nicht erzählen. Das wird gemeinsam mit Pauline, Benedetto und den anderen begraben bleiben.

Die einzige Überlebende des tragischen Unfalls – so endet der Artikel – ist Ella F., die sich wegen Krankheit an dem Tag nicht an der Grabungsstelle, sondern im Bürocontainer am Dorfplatz aufgehalten hat.

Die einzige Überlebende bin ich.

Ich habe aufgehört zu zählen, wie oft mir Menschen in den letzten Wochen gesagt haben, ich solle dankbar sein, so dankbar. Dass ich mit dem Leben davon gekommen bin, sei – je nach Konfession der Sprechenden – entweder göttliches Geschenk oder glückliche Fügung. Dass ich es nutzen müsse, dieses geschenkte Leben, diese zweite Chance. Auf Paulines Trauerfeier, eine Beerdigung gab es ja nicht, wie auch, wenn der Körper noch im Feld ist, hat jemand, eine emeritierte Soziologin angeblich, zu mir

gesagt: „Sie wacht jetzt über dich und deine Forschung.“ Pauline, nicht nur Archäologin, sondern auch Anthropologin, als Schutzengel. Es ist wie mit den toten Großeltern und der Vorstellung, dass sie jetzt oben im Himmel sind und auf dich aufpassen. Nein. Für mich heißt das: Sie sehen alles, du bist nie sicher, du bist nie allein. Bist deine gesamte Lebenszeit der Beobachtung und damit der Wertung deiner Toten ausgesetzt. Was das für ein furchtbares Nachleben wäre, den Supervisor für die Hinterbliebenen spielen. Wer möchte das denn? Für die Mama, die Oma und meinetwegen, wie in Paulines Fall, auch die Doktormutter, für sich selbst? Und auch sie, diese fremde alte Soziologin, hat zu mir gesagt: Dass ich etwas aus meinem Leben machen müsse, jetzt erst recht. Ich dürfe es nicht verschwenden, dieses Leben. Als mir im Zug nach Hause die Tränen kamen, war es nicht vor Trauer, es war vor Wut.

Und trotzdem ließ mich der Gedanke nicht los, aber mir wurde schnell klar, dass er mich überforderte, so wie mich alles überfordert, seit ich vor 68 Tagen in dem Baustellencontainer am Dorfplatz stand, eine Tasse Tee trank, weil es seltsam kalt war, auf den ungewöhnlich dunklen Himmel und den See, auf dem die Fähre gegen den immer wilder wehenden Wind kämpfte, starrte, und wartete, bis die Tablette, die ich gegen meine Regelschmerzen eingeworfen hatte, wirkte. Ich trank gerade, als das Grummeln und Krachen begann, der Container wackelte. Mir glitt die Tasse aus den Händen, der heiße Tee erwischte mich am Bauch, ich riss die Containertür auf, wollte zum mobilen Toilettenhäuschen, wo der Wassercontainer stand, um meine Haut zu kühlen, als ich die ersten Menschen schreien hörte. Als der Schneesturm losging und der Berg herunterkam.

Die einzige Überlebende bin ich, und ich lasse seit Wochen alle eingehenden Nachrichten und E-Mails unbeantwortet. Tagungseinladungen. Erinnerungen an das Leihfristende und später Mahnungen von der Universitätsbibliothek. Meine Mutter, die mich fragt, ob ich Zeit und Lust habe zu telefonieren. Die Fotos, die mein Bruder Rudi von seinem Hund schickt, der mich angeblich vermissen würde. Die Frage, ob ich bei einer Kundgebung zum Thema *Hilfe für Opfer von Naturkatastrophen* sprechen möchte. Danica, die wissen will, welcher der Haustechniker im Museum es war, der bald Geburtstag hat und ob ich mich am Geschenk beteiligen möchte. Die Anfrage, als Keynote-Speakerin an Paulines statt bei einem Symposium in Basel aufzutreten. Die Einladung zu einem Podcastgespräch über feministische Kryptoarchäologie lösche ich sofort ungelesen. Nur auf eine E-Mail antworte ich. Als Dipl.-Psych. Dr. Daisy

Sawadogo, MA mir auf meine Anfrage antwortet – Betreff: RE: Erstgespräch online Therapie, der ich der Einfachheit halber einen langen Artikel zur Katastrophe und die Worte *Die einzige Überlebende bin ich* mitgeschickt habe – und mir einen Termin für kommenden Mittwoch 9:30 vorschlägt, stimme ich zu. Denn ich habe ein Problem, zumindest das kann ich mir eingestehen.

Ich hasse alles und ertrage nichts von dem, was mich an den Vorfall erinnert; möchte nicht an den 10. August denken, daran, wie sich der Himmel binnen Minuten erst schwarz, dann grau, dann weiß färbte, den Sturm, den Platzregen, das Schneechaos, durch das ich und alle anderen panisch vor Angst in Flip-Flops, Sandalen und Sommerklamotten hasteten, das Krachen der Felsen und vor allem nicht an die Verzweiflung der kommenden Tage. Als die Hoffnung, Überlebende von der Grabung im Geröll zu finden, immer mehr schwand, es am fünften Tag zur Gewissheit wurde, dass es keine geben würde.

Ich habe meine Arbeit immer geliebt, ohne Einschränkungen, ohne Kompromisse. Meine Wohnung ist ein 58m² großer Schrein für meine Arbeit. Die Wände voll mit Fotos, Landkarten, Flugtickets in Bilderrahmen, touristischen Andenken. Die Bücherregale zum Teil besser sortiert als jene im Fachbereich an der Universität, zumindest, was die vergriffenen Ausgaben von Archäologie-Klassikern aus dem 20. Jahrhundert betrifft. Was ich bis zum 10. August geliebt habe, was mich stolz gemacht hat, das perfekte Home-Office, eine Wohnung, die ausdrückt, als was ich mich sehe – Akademikerin und Abenteurerin gleichermaßen –, nimmt mir nun die Luft zum Atmen. Ich habe Angst, dass nichts mehr übrig bleibt von mir, ohne all das. Wer bin ich, wenn ich das Vergangene hinter mir lasse und nur in die Gegenwart schaue? Ich habe Angst, dass da nichts ist. Dass ich niemand bin, wenn ich nicht grabe, forsche, lehre, kuratiere.

Ich definiere eine Prämisse: Bevor ich nicht weiß, was ich da draußen soll, bleibe ich drinnen. Bleibe ich hier. Ich habe genug davon. Ich ertrage es nicht mehr. Am schlimmsten sind die Gefühle, wenn ich an der Garderobe im Vorzimmer vorbeigehe, wo noch alles von der Grabung steht und hängt, die Taschen nicht ausgepackt, all das Equipment. Jeder Gang an der Garderobe vorbei auf die Toilette oder ins Bad ein Stich ins Herz, ein Schlag in den Bauch, ein Drücken hinter den Augen. Es hilft auch nichts, den Blick zu senken, auf den Boden zu schauen. Ich gehe an den Taschen vorbei und meine Haut scheint zu glühen. Manchmal fühle ich mich von ihnen beobachtet, spüre ihre Präsenz und könnte schwören, mein Seesack hat seit Kurzem einen hämischen

Zug um den Reißverschluss. Seit 68 Tagen steht das Zeug da, und ich habe mir lieber neue Unterwäsche gekauft als das Gepäck von der letzten Grabung auspacken. Habe auch all das Dusch- und Schminkzeug neu besorgt, wenigstens das war wenig Aufwand, weil ich sowieso nicht viel brauche, getönte Tagescreme, Augenbrauenpuder, Wimpertusche, Concealer und gut. Seit 68 Tagen quäle ich mich lieber mit dem Schirm, immerhin ist er sturmsicher bis 120 km/h, und den Gummistiefeln durch das sintflutartige Wetter der letzten Tage, als Regenhose und Regencape aus dem Seesack zu nehmen. Aus dem Seesack mit den Länderflaggen-Aufnähern, bei jeder Grabung und Forschungsreise ist einer dazugekommen – Jordanien, Malta, Türkei, Griechenland, Peru, Irland, und so weiter. Nun wird es keine Aufnäher mehr geben, ich werde nicht mehr in kleinen, verwinkelten Souks, verqualmten Trafiken oder überteuerten Flughafenläden nach ihnen suchen. Werde mich nicht mehr, sobald das angenehm monotone Rauschen der ersten Ladung Wäsche in der Maschine durch die Wohnung summt, mit dem Nähzeug und dem Seesack aufs Sofa setzen, den Geruch von zuhause einatmen und mit jedem Stich und jedem Zug des Fadens wieder ein Stückchen mehr ankommen.

Ich definiere eine zweite Prämisse: Wenn meine Wohnung nun mein Ort ist, mein einziger Ort, will ich mich wohlfühlen. Hier darf es keine hämischen Reißverschlüsse, keine tabuisierten Ecken geben, ich muss überall hinsehen, mich überall gerne aufhalten können. Das Zeug muss also weg. Das beschließe ich in dem Moment, als ich mir eingestehe, dass ich begonnen habe, den Gang zur Toilette hinauszuzögern, um mir den Anblick zu ersparen. Dass es schon zwickt und leicht brennt, wenn ich pinkle, dass es gar nicht mehr aufhört, nicht gut riecht, dunkelgelb ist. Das Zeug muss weg, denn mit einer Blasenentzündung, und die ist immanent, wenn ich weiterhin zu wenig gehe, ist ja nun wirklich niemandem geholfen.

Ich packe alles, was mich an der Garderobe stört, in drei große blaue IKEA-Taschen und schleife sie zum Lift. Kein Sortieren, kein Nachdenken, was ich davon behalten könnte. Ich brauche keine Knieschoner mehr, keine Powerbank, keine Shirts mit UV-Schutz, keinen Mückenspray oder wärmende Sportcreme für verspannte Muskeln. Keine Moleskine-Bücher für die Feldnotizen, Tabletten gegen meine Gräserallergie, keine Notfallrationen Orangensaft für Paulines Blutzucker. Ich brauche nichts davon, brauche nur Luft. Muss atmen können. Ich brauche einen Raum, wo ich sicher bin vor

der Erinnerung, wo ich mich erholen kann, zumindest ein bisschen. Es zumindest versuchen kann.

Flimmernd springt das Licht im Aufzug an, und ich beobachte mich selbst im Spiegel, während er ruckelnd die 14 Stockwerke nach unten in den Keller fährt. Wie fahl meine Haut aussieht, wie stumpf meine kurzen Haare, der Schnitt vollkommen herausgewachsen. Die einzigen Farben an meinem Körper: die dunkellila Schatten unter meinen Augen und das Knallrot an meinen Schultern, wo sich die Trageriemen der drei schweren Taschen in meine Haut schneiden. In mir ist nichts. Ich bin ein Automat, eine Maschine, ich verstehe nun endlich, was es bedeutet, wenn es in Romanen heißt, eine Figur würde irgendeine Handlung *mechanisch* ausführen. Ich bin ein Körper, auf den etwas einwirkt, nach dem ich handle, etwas, das größer ist als ich. Das Fahrradschloss an meinem Kellerabteil klemmt wie immer, ich fummle minutenlang daran herum, bis ich endlich das Zeug abladen kann. Im Keller ist es eiskalt. Hier sind noch mehr Dinge, die ich nicht mehr brauchen werde, mein Zelt, die Iso-Matte, das Zubehör für die Feldküche. Die Slackline, mit der wir uns bei den Grabungen abends gerne die Zeit vertrieben haben. Dinge aus einem alten Leben, Relikte aus einer vergangen Zeit. Unter der Erde, wo sie auch hingehören.

Mit jedem Stockwerk, das mich wie eine weitere Sedimentschicht von den zurückgelassenen Dingen trennt, als ich wieder im Aufzug stehe, fühle ich mich besser, leichter. Ob es das ist, was andere nach dem Ende romantischer Beziehungen empfinden, wenn sie alles, was an den ehemals geliebten Menschen erinnert, aus der Wohnung schaffen? Pullover, das Lieblingsmüsli der anderen Person, Fotos, Erinnerungsstücke. Das könnte sein, und kurz bin ich erleichtert, dankbar für diesen Einblick in eine mir so fremde Lebensrealität, denn ich verliebe mich nicht. War es noch nie, werde es nie sein. Meine tiefen Verbindungen sind anderer Natur. Wie zu Pauline.

Ich bin nicht abergläubisch und habe auch in all den Jahren, in all den Mausoleen und Tempeln und Grabstätten nie etwas Seltsames oder gar Paranormales erlebt. Ich bin Wissenschaftlerin. Aber dass ausgerechnet jetzt, als ich aus dem Lift trete, ein riesengroßes, komplett durchnässtes Paket mit dem Absender *Verlassenschaft Pauline Kanner* – darunter das Logo einer Wiener Entrümpelungsfirma – steht, ist sogar für mich ein etwas zu seltsamer Zufall. Weil ich nicht weiß, wohin sonst damit, schleppe ich das Paket in die Wohnung und wuchte es in die Badewanne. Dann ziehe ich mein

nun feuchtes Shirt aus und wische damit über die Wassertropfenspur, die ich von der Tür bis ins Bad gezogen habe. Als ich es auf den Wäschehaufen am Wohnzimmerboden fallen lasse, sind da wieder diese bereits vertrauten Empfindungen. Ich wasche meine Hände im Badezimmer, linse aus dem Augenwinkel auf das Paket, das in der Wanne vor sich hintrocknet. Das Paket, ein neuer Störfaktor. Der nächste unangenehme Gegenstand. Fremdkörper. Aber dennoch, ein Teil in mir, wahrscheinlich jener, der sich immer schon vom Unbekannten, Mysteriösen und Zurückgelassenen angezogen gefühlt hat, möchte wissen, was es ist, das mir die *Verlassenschaft Pauline Kanner* übermittelt hat. Ich erkenne den Widerspruch. Das Erinnern und Vergessen gleichermaßen. Ich möchte wissen und nicht wissen.

Ich definiere eine letzte Prämisse: Widersprüche sind okay. Drei Ausgangspunkte für ein neues Leben, drei einfache Leitfäden, um die Komplexität zu reduzieren. Ich erlaube mir, mich jeglicher Logik, jedem nachvollziehbaren Verhalten zu entziehen. Und als ich zu dem Paket in die Wanne steige, den feuchten Karton mit zitternden Fingern nach einer Perforationslinie oder einem Klebebandstreifen, der sich leicht abziehen lässt, absuche, brenne ich. Brennen meine Haut und mein Herz, brennen meine Augen, aber ich höre nicht auf, genieße das Brennen. Den Gegenpol, den es zu all dem Wasser der letzten Tage und Wochen, zu all den Tränen bildet.